

(Nachdruck verboten.)

27]

## Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexö.

„Ich möcht woll wissen, ob die Länder schwimmen oder fest auf dem Meeresgrund stehen. Weißt Du das nicht, Andres?“ fragte Bjerregrav.

Meister Andres meinte, sie stünden tief unten auf dem Boden des Meeres. Aber Oheim Jörgen meinte: „Nein, so groß wie das Meer is.“

„Ja, groß is es, denn nu bin ich über die ganze Insel gewesen, sagte Bjerregrav mit Selbstgefühl, „aber nie bin ich irgendwo hingekommen, wo ich das Meer nicht sehen konnt“. Alle Kirchspiele von ganz Vornholm, die grenzen ja auch an das Meer! Aber über die Bauern hat es wohl keine Macht, denn die gehören ja dem Akerboden?“

„Das Meer hat Macht über uns alle,“ sagte Larsen. „Einige weist es ab, sie sind viele Jahre zur See gefahren, aber auf einmal in ihren alten Tagen kriegen sie die Seerkrankheit, und nu sind sie gewarnt. Darum ist Schiffer Andersen auch an Land gegangen. Und andere zieht es an sich, von ganz oben her aus dem Bauernland! Ich bin mit solchen Leuten zu See gefahren, die ihr ganzes Leben da oben rumgegangen waren und das Meer gesehen hatten, aber nie unten am Ufer gewesen waren. Und dann eines Tages kriegt der Teufel sie beim Widel, sie ließen den Pflug stehen und liefen an das Meer hinab und nahmen Steuer. Das waren nicht die schlechtesten Seeleute.“

„Ja,“ sagte Väder Jörgen, „und zu See gefahren sind wir hier zu Lande alle, auf allen Meeren fahren Vornholmer, so weit ein Schiff gehen kann. Ich hab auch Leute getroffen, die noch nie am Meer gewesen waren, und doch waren sie wie zu Hause darauf. Als ich die Brigg „Mara“ für Schiffer Andersen fuhr, hatt' ich auch so einen als Jungmann. Er hatt' noch nie gebadet; aber einen Tag, als wir vor Anker lagen und die anderen rausgeschwommen waren, sprang er, weiß Gott, auch in das Wasser als stürzt er sich in Mutters Arme, er glaubte ja, das Schwimmen das käm' ganz von selbst. Er ging ja gleich zu Grund und war halbtot, ehe wir ihn wieder rausgefischt kriegten.“

„Der Deubel versteh sich auf das Meer,“ rief Meister Andres kurzatmig aus. „Rund wölbt es sich immer, und es kann sich senkrecht auf die Hinterbeine stellen und dastehen wie eine Mauer, obwohl es doch fließend ist. Und dabei hab' ich in einem Buch gelesen, daß es soviel Silber im Meer gibt, daß jeder Mensch auf der ganzen Welt reich werden könnt.“

„Ja, Du Gerechter,“ rief Bjerregrav aus. „Ne, so was hab' ich denn doch noch nie —! Ob das woll von all den Schiffen stammt, die untergegangen sind? Ja, das Meer — das ist, verdammt und verflucht, die Kraft!“

„Die Uhr is zehn,“ sagte Jeppe. „Und die Lampe die zehrt, das Teufelsverk!“ Da brachen sie hastig auf und Pelle löschte die Lampe aus.

Aber noch lange nachdem er den Kopf auf das Rissen gelegt hatte, wirbelte es darin herum. Er hatte das ganze verschlungen, und die Vorstellungen wimmelten in seinem Gehirn, wie die Jungen in einem überfüllten Nest, stießen und drängten sich, um einen Platz zu finden, wo sie zur Ruhe fallen konnten. Das Meer war stark: jetzt zur Winterszeit hatte er sein Köchen gegen die Felsklippen beständig im Ohr. Aber Pelle war sich nicht sicher, daß es ihm aus dem Wege ging! Er hegte einen unbewußten Unwillen dagegen, sich selbst Grenzen zu setzen, und die Kraft, um die sie sich zankten, die saß schließlich inwendig in ihm selber, wie ein leichtes Gefühl, unüberwindlich zu sein, trotz aller Niederlagen.

Zuweilen mußte dies Gefühl sichtbar hervor und ihm über den Tag hinweghelfen. Eines Mittags saßen sie und arbeiteten, nachdem sie — wie gewöhnlich — das Essen in fünf Minuten heruntergeschlungen hatten; der Geselle war der einzige, der sich ein wenig Mittagsruhe gönnte, er saß da und las die Zeitung. Plötzlich erhob er den Kopf und sah Pelle verwundert an: „Manu, was is denn das? Lass' Karlsjon, das is doch Dein Vater!“

„Ja,“ antwortete Pelle mit schwerer Zunge, und das Blut schoß ihm in die Wangen. Stand Vater Lasse nu auch in der Zeitung? Doch wohl nicht unter den Unglücksfällen? Er mußte sich wohl auf irgendeine Weise durch seine Landwirtschaft bemerkbar gemacht haben. Pelle war nahe daran, vor Spannung zu ersaufen, wagte aber nicht zu fragen, und der kleine Nikas saß bloß da und sah verschlossen aus. Er hatte die Miene des jungen Meisters aufgesetzt.

Aber dann las er laut: Abhanden gekommen! Eine Laus mit drei Schwänzen ist weggelaufen und kann gegen ein gutes Trinkgeld bei Hofbesitzer Lasse Karlsjon, Heidehof, abgeliefert werden. Dasselbst wird auch gebrauchtes Schwarzbrot gekauft!

Die andern stimmten ein schallendes Gelächter an, aber Pelle wurde aschgrau. Mit einem Satz war er über den Tisch hinüber und hatte den kleinen Nikas unter sich an die Erde gezerrt; da lag er und preßte ihm die Finger um den Hals, um ihn zu erdroffeln, bis er übermannt wurde. Emil und Peter mußten ihn halten, während der Spannrriemen seine Arbeit verrichtete.

Und doch war er stolz, was bedeuten lumpige Prügel gegenüber der Tatsache, daß er den Gesellen zu Boden geschlagen und den unterjochenden Respekt überwunden hatte. Sie sollten sich nur noch einmal unterstehen, mit ihren verlogenen Anspielungen auf damals zu kommen oder Spott mit Vater Lasse zu treiben. Pelle war nicht gesonnen, sich vorwärts zu schlängeln.

Und die Verhältnisse gaben ihm Recht. Es wurde in Zukunft mehr Rücksicht auf ihn genommen, niemand hatte Lust, ihn und sein Werkzeug an den Kopf zu bekommen, selbst wenn sie ihn hinterher prügeln konnten.

11.

Im Garten des Schiffers war es öde, Bäume und Büsche waren entblättert; man konnte von der Werkstatt aus quer durch alles hindurchsehen, über andere Gärten hinweg, bis ganz hinüber zu der Hinterseite der Häuser in der Oststraße. Da war kein Spiel mehr, die Gartensteige lagen im Frost und Schneeschlamm da, die Korallenblöcke und großen Muscheln, die mit ihrem Rosenmund und ihren Fischzähnen so mannigfaltig von den großen Meeren sangen, waren des Frostes halber hineingenommen.

Manna sah er oft genug. Sie kam in die Werkstatt hereingestürzt mit der Schultasche oder den Schlittschuhen. Es war ein Knopf abgerissen oder die Schlittschuhe hatten einen Absatz losgewirrt. Es saß frischer Wind in ihrem Haar und in ihren Wangen, die Kälte machte sie erglühen. „Da ist Blut!“ sagte der junge Meister und sah sich ganz froh an ihr; er lachte und trieb kurzweil, wenn sie kam. Aber Manna hielt sich an Belles Schulter und warf ihren Fuß in seinen Schoß, damit er zuknöpfen sollte. Zuweilen kniff sie ihn auch heimlich und sah wütend aus, sie war eifersüchtig auf Morten. Aber Pelle verstand nichts, Mortens Kluger, sanfter Sinn hatte ihn ganz unter sich gebengt und die Leitung übernommen. Pelle war ein glücklicher Mensch, wenn er eine Stunde zu seiner Verfügung hatte und Morten nicht da war. Dann lief er, die Zunge aus dem Halse heraus, um ihn zu suchen; alles andere war ihm gleichgültig.

Eines Sonntagsvormittags, als er Schnee im Hofe segte, waren sie dadrüben; sie machten einen Schneemann.

„Ach Pelle!“ riefen sie und klatschten in die Fausthandschuhe, „komm doch mal rüber! Du kannst uns helfen, eine Schneehütte zu bauen. Wir mauern die Tür zu und zünden Tannenbaumlichter an, wir haben Stummel. Ach, komm doch!“

„Denn soll Morten auch mit dabei sein, er muß gleich kommen!“

Manna rümpfte die Nase: „Nein, Morten wollen wir nicht hier haben!“

„Warum nicht? Er ist doch so nett!“ fragte Pelle verlezt.

„Ja, aber sein Vater ist so scheußlich, alle Leute sind bange vor ihm. Und er hat auch im Loch gefessen.“

„Ja, wegen Prügelei, das ist doch nicht so gefährlich! Das hat mein Vater auch getan, als er noch jung war; das schadet nichts, wenn es bloß nicht wegen Diebstahl ist!“

Aber Mana sah ihr mit einem Ausdruck an, genau so wie Zeppe, wenn er jemanden von seinem Bürgergeist ausrichtete. „Aber Belle schämst Du Dich denn gar nicht? So denken nur die Allerärmsten, die gar kein Schamgefühl haben!“

Belle errötete über seine eigene gewöhnliche Denkweise. „Worten kann doch nichts dafür, daß sein Vater so ist!“ wandte er sehr zahn ein.

„Nein, wir wollen Worten nicht hier haben, Mutter will es auch nicht. Sie sagt, mit Dir kann es allenfalls gehen, aber dann auch nicht mehr. Wir gehören zu den Feinen,“ fügte sie erklärend hinzu.

„Mein Vater hat ein großes Gehöft, das ist doch wohl ebensoviel wert wie so 'ne verfaulte Schute,“ sagte Belle hochmütig.

„Vaters Schiff ist gar nicht verfault,“ entgegnete Manna gekränkt. „Es ist das Beste hier aus dem Hafen, und es hat drei Masten.“

„Du bist aber doch man 'ne lumpige Dirn!“ Belle spie über den Baum hinüber.

„Ja, aber Du bist ein Schwedel!“ Manna blinzelte triumphierend mit den Augen, Dolores und Mina standen hinter ihr und steckten die Zungen aus.

Belle hatte große Lust, über die Gartenmauer zu springen und sie durchzuprügeln; aber da sang Zepes Alte aus der Küche heraus an zu zeteren, und er ging an seine Arbeit.

Jetzt nach Weihnachten war gar nichts zu tun, die Leute verschliffen das Oberleder oder gingen in Holzschuhen. Der kleine Nikas war selten in der Werkstatt, er kam zu den Mahlzeiten und ging wieder, hatte immer seine guten Kleider an. „Der verdient sein täglich Brot leicht,“ sagte Zeppe. „Da drüben, da füttern sie ihre Leute nicht den Winter über durch, sobald nichts mehr zu tun ist, geben sie ihnen einen Fußtritt.“

Mehrmals am Tage wurde Belle auf einen Rundgang durch den Hafen geschickt, um die Schiffe abzusuchen. Die Meister standen da unten in ihren Schurzjellen und sprachen über Seewesen oder liefen zueinander vor die Haustüren, um zu plaudern. Sie hatten aus alter Gewohnheit ein Stück Werkzeug in der Hand.

Überall nagte man Hungerpforten, die „Heiligen“ hielten jeden Tag Versammlungen ab, die Leute hatten Zeit genug zu kommen. Nun hatte die Stadt so recht Gelegenheit, zu zeigen, wie leicht sie gegründet war; es war nicht so wie draußen auf dem Lande, wo man herumziehen und sich gütlich tun konnte, in dem Bemühtsein, daß die Erde für einen arbeitete. Hier machten sich alle so klein und verzehrten so wenig wie möglich, um sich durch die tote Zeit hindurchzudrücken.

(Fortsetzung folgt.)

## Temperenzler.

Von Anton Tschekow.

Am ersten Februar eines jeden Jahres herrscht auf dem Gute der Witwe Ljubow Petrowna eine ganz ungewöhnliche Bewegung. An diesem Tage läßt die Gutsherrin für ihren entschlafenen Gatten, den Kreisadelsmarschall Trifon Kowowitsch Sawstjatorow eine Seelenmesse mit nachfolgendem Ledem lesen. Der ganze Kreis nimmt an dieser Feier teil. Da steht man den jetzigen Kreisadelsmarschall Marsutkin, den Vorsitzenden der Semstwo Boiraschlow, die Friedensrichter der beiden Bezirke, den Kreisrichter Krinolinow, die beiden Landkommisars, den Landschaftsarzt Dwornjagin, der immer nach Jodoform riecht, sämtliche Gutbesitzer usw., im ganzen gegen fünfzig Personen.

Punkt 12 Uhr betreten die Gäste mit feierlichen Gesichtern den Saal. Auf dem Fußboden liegen Teppiche, welche das Geräusch der Schritte dämpfen, aber der weißballe Ernst der Feier zwingt die Anwesenden instinktiv, sich auf Fußspitzen zu erheben und beim Gehen mit den Händen zu balancieren. Im Saal ist schon alles bereit. Vater Jewmeni, ein kleiner Greis mit hoher, violetter Kopfbedeckung, zieht sein schwarzes Priesterornat an. Not wie ein Krebs und ebenfalls bereits im Ornat, blättert der Diakon Konordjew geräuschlos im Gebetbuch, das den liturgischen Teil des Gottesdienstes enthält, und legt Papierstreifen als Buchzeichen hinein. An der Tür zum Vorzimmer bläst der Küster Lula mit herbporquellenden Augen ins Rauchfaß. Nach und nach fällt sich der Saal mit bläulichen, durchsichtigen Weisrauswolken. Der Volksschullehrer Gelikonki, ein junger Mann im neuartigen Rod und mit großen Sommerproffen auf dem reichredten Gesicht, reicht auf einem silbernen Tablett Wachslichte herum. Vorne, neben dem Tischchen, auf welchem sich das rituell vor geschriebene Reisgericht befindet, steht die Hausfrau Ljubow Petrowna und führt schon im Voraus das Taschentuch

ans Gesicht. Ringsum Stille, nur selten von Seufzern unterbrochen. Die Gesichter der Anwesenden sind langgestreckt, feierlich . . .

Die Seelenmesse beginnt. Aus dem Rauchfaß steigt blauer Rauch empor und spielt mit einem schräg einfallenden Sonnenstrahl, die angezündeten Lichte knistern leise. Der Gesang ist anfänglich hart und betäubend, aber sobald die Sänger sich den akustischen Verhältnissen des Raumes angepaßt haben, wird er leise, harmonisch. . . Die Motive sind sämtlich wehmütig, melancholisch. . . Die Gäste werden nach und nach in eine traurige Stimmung versetzt und versinken in Nachdenken. In ihren Köpfen tauchen Gedanken an die Kürze des menschlichen Lebens, an die Vergänglichkeit alles Irdischen auf. . . Sie erinnern sich des verstorbenen Sawstjatorow. Er war ein kräftiger rotwangiger Mann, der eine Flasche Champagner auf einen Zug leeren konnte. Und als man singt: „In sel'ger Ruh' mit allen Heiligen“ . . . und man die Birten schluchzen hört, fangen die Gäste an, beskommen von einem Fuß auf den anderen zu treten. Die Gefühlvolleren beginnt es sogar in der Kehle und in den Augen zu kitzeln. Der Kreisadelsmarschall Marsutkin, der dieses unangenehme Gefühl gern unterdrücken möchte, beugt sich zum Ohr des Kreisrichters und flüstert:

„Gestern war ich bei Iwan Fedorowitsch. Ich nahm ihm 12 Rubel in 'Wint' ab, wahrhaftigen Gott! Olga Andrejewna war so wütend darüber, daß ihr ein solcher Zahn aus dem Mundesiel . . .“

Dann singt man „Ewiges Gedenken“ . . . Gelikonki sammelt ehrebeidig die Lichte ein, die Totenmesse ist beendigt. Etwa eine Minute hört man gedämpftes Plätschern, der Priester wechselt inzwischen das Gewand; dann beginnt das Ledem. Nach dem Ledem, während Vater Jewmeni das Messkleid auszieht, reiben sich die Gäste die Hände und husten, und die Hausfrau erzählt von der Güte des verstorbenen Trifon Kowowitsch.

„Ich bitte zum Jmbiß, meine Herren,“ schließt sie seufzend ihre Erzählung.

Die Gäste begeben sich ins Speisezimmer, wobei sie bemüht sind, einander weder zu stoßen noch auf die Füße zu treten. . . Im Speisezimmer wartet ihr der Frühstücker. Dieses Frühstück ist so üppig, daß der Diakon Konordjew sich bei seinem Anblick jedesmal für verpflichtet hält, die Arme auszubreiten, erstaunt den Koss zu wiegen und zu sagen:

„Ueberirdisch geradezu! Das, Vater Jewmeni, steht weniger nach Speise für Menschen als nach Opfer für Götter aus!“

Das Frühstück ist in der Tat ausserlesen. Auf dem Tisch steht alles, was Flora und Fauna nur zu bieten vermag. „Ueberirdisch“ ist nur eins: auf dem Tisch steht alles außer . . . spirituellen Getränken. Ljubow Petrowna hat ein Gelübde getan, in ihrem Hause keine Karten und keinen Alkohol zu dulden, zwei Dinge, die ihren Mann zu Grunde gerichtet haben. Auf dem Tisch stehen nur Flaschen mit Essig und Del, gerade wie zum Hohn und zur Strafe für die Schmausenden, die alle ohne Ausnahme Erztrinker sind.

„Greifen Sie zu, meine Herren!“ ladet die Witwe ein. „Aber Sie müssen entschuldigen: Branntwein gibt es bei mir nicht.“

Die Gäste treten an den Tisch und machen sich unentschlossen an die Pastete. Aber das Essen will nicht so recht gehen. Am Hineinstecken der Gabeln, am Zerschneiden der Speisen, am Kauen merkt man eine gewisse Trägheit, Apathie . . . Augenscheinlich fehlt etwas.

„Ich habe ein Gefühl, als ob ich was verloren hätte . . .“ flüstert der eine Friedensrichter dem anderen zu — „Genau dasselbe Gefühl wie damals, als meine Frau mit dem Ingenieur durchbrannte . . . Ich kann nicht essen!“

Marsutkin sucht, bevor er zu essen beginnt, lange in seinen Taschen nach dem Schnupstuch.

„Ach, das Taschentuch steckt wohl im Pelz? Und ich suche es hier . . .“ erinnert er sich laut und geht ins Vorzimmer, wo die Pelze hängen.

Mit glänzenden Augen leht er aus dem Vorzimmer zurück und fällt sofort mit regem Appetit über die Pastete her.

„Fatal, mit trodener Kehle zu essen, nicht wahr?“ flüstert er dem Vater Jewmeni zu. „Geh' ins Vorzimmer, Väterchen. In meinem Pelz findest Du 'ne Flasche . . . Nur sei vorsichtig, daß die Flasche nicht auf die Erde fällt!“

Vater Jewmeni erinnert sich plötzlich, daß er dem Küster etwas zu sagen habe und geht schnell ins Vorzimmer.

„Zwei Worte, Väterchen!“ läuft ihm Dwornjagin nach.

„Was ich mir für einen Pelz gekauft habe, meine Herren!“ prahlt Chumotow. „Tausend Rubel sollte er kosten und ich bekam ihn — Sie werden es nicht glauben! — für 250 . . .“

Zu jeder anderen Zeit würde es den Gästen fürchtbar gleichgültig sein, was Chumotow für seinen Pelz bezahlt hat, jetzt aber überbieten sie einander in Ausdrücken der Bewunderung und wollen es nicht glauben. Schließlich begibt sich die ganze Gesellschaft ins Vorzimmer, um den Pelz zu besehen. Man besteht ihn so lange, bis Fedor, der Diener des Arztes, heimlich fünf leere Flasche aus dem Vorzimmer trägt.

Als man den gelochten Stör serviert, erinnert sich Marsutkin, daß er seine Zigarrentasche im Schlitten vergessen hat, und geht in den Stall. Damit er sich nicht allein zu langweilen braucht, nimmt er den Diakon mit, der bei dieser Gelegenheit gleich nach seinen Pferden sehen will. . .

Am Abend desselben Tages sitzt Ljubow Petrowna in ihrem Kabinett und schreibt an eine alte Petersburger Freundin:

Wie in allen früheren Jahren fand auch heute bei mir die Seelenmesse zu Ehren des Verstorbenen statt. Sämtliche Nachbarn waren erschienen. Die Leute sind einfach, ungeschliffen, aber — Engel an Herz und Gemüt! Ich bewirtete sie glänzend, natürlich, wie in früheren Jahren, ohne einen Tropfen Alkohol! Seit mein Trifon an den Folgen seiner Unmäßigkeit gestorben ist, habe ich ein Selbstge getan, den Alkohol auf Schritt und Tritt zu bekämpfen, um damit die Sünden des Verstorbenen zu sühnen. Vater Zeitwoni ist entzückt von meinem Vorsatz und hilft mir mit Rat und Tat. . . . Ach, wenn Du wüßtest, wie mich diese meine Väter lieben! Der Kreisadelsmarschall Marfutlin beugte sich nach dem Frühstück über meine Hand, hielt sie lange an seinen Lippen und begann, tomisch den Kopf schüttelnd, zu weinen: viel Gefühl, aber keine Worte! Vater Zeitwoni, dieser wunderbare Greis, setzte sich zu mir und flüsterte, mich tränenden Auges anblickend, wie ein Kind. Seine Worte verstand ich nicht, aber sein aufrichtiges Gefühl verstehe ich sehr wohl. Der Kreisrichter, dieser schöne Mann, von dem ich Dir schon öfters geschrieben habe, lag auf Knien vor mir und wollte selbstverfaßte Verse deklamieren (er ist unser Dichter), aber es ging über seine Kräfte. Er schwankte und fiel: der Riese hatte einen hysterischen Anfall bekommen. . . . Uebrigens ging es nicht ohne Unannehmlichkeiten ab. Der Vorsitzende des Friedensrichterkollegiums, Alahlin, ein dicker, apoplektischer Mann, wurde plötzlich krank und lag zwei Stunden bewusstlos auf dem Divan. Man mußte ihn durch Begießen mit kaltem Wasser ins Leben zurückrufen. Ein Glück, daß Doktor Dwornjagin zur Stelle war, er holte eine Flasche Kognak aus seiner Apotheke und benetzte damit die Schläfen des Kranken, worauf er bald wieder zu sich kam und nach Hause gebracht werden konnte. . . .

## Die Berber.

### Das Marokko-Problem.

Bismarck wird nachgesagt, er habe sich bemüht, die Franzosen auf Marokko zu heben, weil man in keinem Lande der Welt sich so verbluten könne, wie in diesem staatenlosen und, wie es scheint, staatsunfähigen Reiche. Heinrich Schurz kennzeichnet (in Schmollts Weltgeschichte) das marokkanische Problem: „In Marokko verkörpert sich der letzte mächtige Rest nordafrikanischer Eigenart. Noch heute wie vor Jahrhunderten steht es, gleich einem fanatischen Bettelpriester, dort auf seine Armut und auf seine Lumpen stolz, den blühenden Staaten Europas gegenüber. Ungeachtet sind seine Küsten und sein Volk; und nur widerwillig läßt es sich von seinen übermächtigen Nachbarn zur oberflächlichen Anerkennung völkerrechtlicher Grundsätze bewegen. Welche Kraft aber in diesem mittelalterlichen Staatswesen liegt, erfuhr Spanien, als es im Jahre 1859 durch einen Krieg Genugtuung für das feindselige Verhalten marokkanischer Untertanen gegen die spanischen Presidios (Strafkolonien) an der Küste zu nehmen suchte. . . . Die Kraft ruht freilich mehr im Volk als in der Regierung, mehr im Fanatismus des Glaubens als in der positiven Einheit, von der in Marokko niemals die Rede gewesen ist.“

Die Kraft des Widerstandes ruht im Volke, oder genauer, sie ruht in der Urbevölkerung Nordafrikas, die den weitaus größten Teil der Einwohner von Marokko bildet, in den Berbern. Die verkommenen Mauren, die in den Städten herrschen, lassen sich unterwerfen. Aber mit den Städten ist Marokko nicht erobert. Marokko — das sind die Berber, die in 1000jährigen Kämpfen niemals unterworfen worden sind und gegen alle Widersacher ihre wilde und stolze Unabhängigkeit bewahrt haben, in den Piratennestern am Mittelmeer sowohl, wie in den Bergen des Atlas, in der Wüste, wie in den fruchtbaren Flußtälern: anfassige Ackerbauern, schweifende Hirten, räubernde Seefahrer — aber immer von der gleichen unbändigen Freiheitsliebe in den Kampf gegen alles getrieben, was sie ins Loch einzuführen versucht.

Ein Berberstamm bewohnt auch Südwest-Marokko, das man sehr — nach gewissen Natgebern — deutsch „äthiopischer“ möchte. Und er haust seit vorgeschichtlichen Zeiten hier. Namen und Widdtypen der Berber findet man schon auf altägyptischen Völkergemälden, auch schon die blonden und blauäugigen Elemente unter ihnen, die man früher fälschlich als Germanen, als den Rest der aus Europa verdrängten Vandalen in Anspruch nehmen wollte. Die Rassenkunde zählt die Berber unter die Semiten, aber auch bei diesen Menschenstammern verlag die reine Rassenlehre: Die starken und vielfältigen Mischungen des Blutes, die alle Einwohner Nordafrikas vermischt haben, haben auch die Berber berührt; und so erklären sich ihre Eigentümlichkeiten nicht aus der geheimnisvollen Anlage ursprünglichen „Blutes“, sondern aus den natürlichen, sozialen und geschichtlichen Existenzbedingungen, unter denen sie leben. Wenn man noch heute in den Bewohnern Marokkos den Charakter wiedererkennen will, den vor zwei Jahrtausenden Sallust in seiner Darstellung des Jugurthinischen Krieges den Nordafrikanern zuschrieb, die den Römern soviel zu schaffen machten, so ist diese Gleichheit der Menschen dadurch verursacht, daß auch ihre Lebensbedingungen sich nicht wesentlich verändert haben. Das Meer ist gewaltig wild und hat am Gestade keine Häfen. Das Land trägt viele Früchte, es hat gute Viehzucht, aber keine Bäume. An Regen und Quellwasser hat es Mangel.“ So schrieb Sallust von Nordafrika, so schreiben noch heute die Reisenden von Marokko. Und noch heute leben die Berber — je nach ihrer Heimat — teils (als Ackerbauer) in Sitten, teils als wilde Nomaden. Wie Herodot schon die Ungebundenheit der berberischen Frauen darstellt, so herrscht noch in der Gegenwart bei

allen Berberstämmen die geschlechtliche Freizügigkeit und zugleich Achtung der Frau und demzufolge das Mutterrecht. Wie soll man wissen, fragt der Berber verwundert, von welchem Vater ein Kind stammt.

Die Berber sind Weiße trotz ihrer gebräunten Haut. Sie gehören zu dem südeuropäischen Typus, nicht zu den Negern. Sie unterscheiden sich nicht viel von den Sizilianern oder Andalusiern, und die Blondinen scheinen sogar eher skandinavischen Bauern zu gleichen als Afrikanern der Wüstengegend. Das Blondhaar gilt bei den Berbermädchen als Schönheit und Liebessieber preisen diesen besonderen Reiz.

Alle Berberstämme sprechen dieselbe Sprache, in verschiedenen Dialekten. Besonders französische Forscher haben die Berbersprache studiert, von der man neuerlich auch einige alte Denkmäler entdeckt hat. Die Untersuchungen über ihren Zusammenhang mit den semitischen Sprachen — es gibt unerkennbare Ähnlichkeiten zwischen den hamitischen und semitischen Sprachen — haben noch nicht zu sicheren Ergebnissen geführt. Die Berber haben auch besondere Schriftzeichen von hohem Alter.

Die marokkanischen Berber zeigen im einzelnen viele Besonderheiten. Man teilt sie in drei Gruppen, die im Norden, die Rif-Berber, die in Zentral-Marokko wohnenden, und die südlichen Stämme, die Schluh, die das Gebiet südwärts von Agadur bis an die Wüste und das Atlasgebirge bewohnen. Die berberischen Siedlungsgebiete sind von der Wissenschaft bisher nur lümmelich erschlossen. Die zahlreichen Marokko-Reisenden ziehen es meist vor, auf der üblichen arabischen Karawanenstraße zu bleiben und hier zu forschen. Was man über die Berber Sicheres weiß, ist nicht allzu viel. Stets erschienen sie als der Inbegriff barbarischer Unbildigkeit, und von dem lateinisch-griechischen barbarus wird sprachlich ihr Name abgeleitet; wahrscheinlich zu Unrecht, weil schon vor der Ankunft der Griechen und Römer in Nordafrika die Bezeichnung Berber nachweisbar ist.

Für die Erkenntnis des marokkanischen Problems sind vor allem die Rif-Berber im Norden von entscheidender Bedeutung. In ihrem Gebiet befindet sich der einzige europäische Besitz, den Marokko bisher aufzuweisen hat: denn das einst englische Tanger ist als Kolonie aufgegeben worden. Spanien hat seit 4 Jahrhunderten an den Küsten des Rif-Gebietes Kolonialbesitz, ohne in den 400 Jahren irgendwelche kulturelle Leistung vollbracht, und ohne den dort hausenden Berbern nur einen Schritt näher gekommen zu sein. Nur eins hat Spanien durch seine Herrschaft erreicht: Es hat sich die Rifberber zu Todfeinden gemacht. Und Spanien hat ebensowenig diese Berber in ihrer Unabhängigkeit einzuschränken vermocht, wie es in den Jahrtausenden vorher nacheinander Karthago, die Römer, Byzantiner, Araber vergeblich versucht haben. Der Rifberber ist mit der Waffe geboren, mit der er seine Freiheit verteidigt, und in die Gebirgsschluchten seines Reiches wagt sich niemand. Wie Spanien hat auch der Sultan von Marokko keinen Einfluß auf sein Gebiet; die arabischen Marokkaner sagen von dem Stamm sprichwörtlich, daß er „nicht Allah, nicht Sultan fürchtet und nur das Pulver kennt“.

Es hat freilich auch im Rifgebiet schon ausländische (französische) Großgrundbesitzer gegeben, ähnlich den jüngsten deutschen Rittergutsbesitzern „in der Gegend“ von Agadir, aber jene Besitzer sind niemals imstande gewesen, ihr Eigentum auch nur mit dem Fernglas zu sehen, geschweige es mit dem Fuß zu betreten. Fast alles, was man von den Rif-Berbern in den Büchern liest, ist nicht an Ort und Stelle, sondern in Tanger wie im Ausland „erforscht“ worden. Lassen diese Berber auch niemanden ins eigene Land, so gehen sie doch selbst zahlreich aus der Heimat, um Arbeit zu suchen und für den verdienten Lohn sich die neuesten Modelle von Gewehren zu kaufen; denn so unberändert wie Sitten und Gewohnheiten seit Jahrhunderten sind — er, der Rifote, pflügt noch heute mit dem gebogenen Axt — in den Schießwaffen geht er mit dem letzten Fortschritt der Zeit. Auf den Aussagen dieser Rif-Arbeiter beruhen dann die völkertkundlichen Aufzeichnungen der Gelehrten.

Uebereinstimmend wird berichtet, daß sie eine völlig demokratische und anscheinend auch agrarkommunistische Verfassung haben. Die Stämme gliedern sich in große Familien, diese wieder in Dörfer. Auf den Märkten werden die gemeinsamen Angelegenheiten erledigt. Es gibt keine erbliche Häuptlingschaft. Männer, Frauen, Kinder haben durchaus gleiche Rechte. Unter den Stämmen herrschen Feinden; auch die Blutrache wird geübt, kann aber durch Beschlüsse ihrer „Landtage“ mit Vieh oder Geld abgelöst werden. Sie sind nur äußerlich zum Islam übergetreten (gegen die Zusage der Unabhängigkeit), und haben keinerlei religiösen Fanatismus strenger Gebrauche. Auch die Stellung der Frauen ist durchaus der mohamedanischen Übung entgegengesetzt: Die Frau ist unverschleiert, verbirgt sich nicht vor dem fremden Mann. Sie ist die tapfere und arbeitsame Kameradin.

Der Rifote weiß, warum er lieber untergehen will, als sich unterwerfen. Er, der monatelang von der Heimat fortgeht, um als gesuchter Arbeiter zu fronden — Rifoten haben die deutschen Hafenanlagen in Tanger gebaut — um Geld zur Erwerbung von Schießwaffen zu verdienen, kann die Absichten der Kulturpioniere: Das Rifgebiet ist von unerlöschlicher Fruchtbarkeit und reich an Mineralstoffen. Das will der Europäer, und der Rif-Berber soll dann nicht mehr in Freiheit des Daseins sich freuen, sondern mit seiner Knechtschaft und seinem Schweiß den Fremden den heimatischen Boden düngen. LeshaW hat sich der Rif-Berber das Gefühl der Gefahr abgewöhnt. Am 27. Juli 1909 haben die spanischen

Soldaten staunend, wie die Riffoten mit ihren Mäusergewehren gegen — die spanischen Maschinengewehre anstürmten und sie — eroberten!

Zugänglicher als diese Nordstämme sollen — nach mehreren Berichten — die südmarokkanischen Berber — die Schlus — sein, nach denen jetzt die deutsche Weltpolitik hungert. Teile von Südmarokko sind vielfach bereits worden, aber gerade das Gebiet südlich vom Atlas ist bisher für Europäer gesperrt. Die letzte deutsche Reisebeschreibung über das Susstal, an dessen Ausgang Agadir liegt, stammt bereits aus dem Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Damals ist eine Expedition Oskar Lenz' durch das Susstal gezogen, ist aber, trotzdem er die Erlaubnis des Sultans hatte, nicht gerade freundlich empfangen worden. In der Hauptstadt des Gebiets Tarudant gab es „Pöbelezesse“, Lenz wurde gegen das andringende Volk durch Vertreter der marokkanischen Regierung geschützt. Lenz reiste dann als „türkischer Arzt“. Er hatte große Eile, aus dem gefährlichen Gebiet herauszukommen, wurde obendrein bestohlen und urteilt sehr abfällig über die Bewohner: Sie seien „vorherrschend roh und von abstoßendem Benehmen gegen Fremde, erkennen nur ungern den Sultan an und revoltieren bei jeder Gelegenheit“. Es sind seßhafte Ackerbauer und Viehzüchter. Die Landwirtschaft wird primitiv wie vor Jahrtausenden betrieben, und die Industrie, in der sie die größte Kunstfertigkeit entwickeln, in der Herstellung von Messern, Dolchen, Pulverhörnern und Gewehren mit prächtig verzierten Schäften und Läufen. Und da sie obendrein Kunstschützen sind, ist auch diese Berberindustrie nicht gerade verlockend für fremde Eindringlinge. Es sind aber keine reinen Berber, sondern mit Arabern vermischt. Lenz hat auch Agadir erreicht. Er nennt die Küste außerordentlich schön, das Landen erschwert und gefährdet. Alles ist verandert und nirgends befindet sich ein einigermaßen geschützter Hafen. Unter diesen Umständen ist das Urteil, daß Agadir an sich der beste Ankerplatz sei, noch lange keine Empfehlung für diesen Hafen. Daß die Bewohner jeder Landung Fremder auch hier sich widersetzen und „sehr feindselig“ auftreten würden, versichert auch Lenz, „da es nur an die absoluteste Freiheit gewohnte Araber- und Berberstämme sind“.

So ist das schwierigste Marokko-Problem ein Berber-Problem. Auch wer kein grundsätzlicher Gegner der kapitalistischen Raubpolitik ist, wie wir Sozialdemokraten, würde verbrecherisch deutsches Blut vergeuden, wenn er sich die Eroberung von Südmarokko als einen militärischen Spaziergang dächte.

Hier leben Männer, die lieber tot als Sklaven sind!

## Kleines feuilleton.

### Hygienisches.

Signet sich das Schwimmen für schwächliche Personen? Ist das Schwimmen schon für den gesunden Menschen ein für die Erhaltung der Gesundheit dienlicher Sport, so kann es bei schwächlichen Personen dazu beitragen, sie so zu kräftigen, daß sie vollends leistungsfähig werden. Wie Dr. Hirsch-Cudowa in „Hygiene des Sportes“ ausführt, können bleichsüchtige, in ihrer Entwicklung zurückgebliebene Kinder oder jugendliche Personen mit Anlage zur Tuberkulose gar nicht frühzeitig genug schwimmen lernen, um ihren Brustkorb auszu dehnen. Sie dürfen allerdings nicht überanstrengt werden, weil hier eine Uebertreibung sehr schaden kann. Vor allem wird durch den Aufenthalt in dem feuchten Element der Körper gegen Erfaltungen abgeschärft und die Lunge durch tiefe Atmung wesentlich gekräftigt, zumal die reine, staubfreie Luft zur Einatmung gelangt. Besteht dagegen eine fortgeschrittene Tuberkulose oder sonstige Neigung zu Blutungen, wie Magengeschwür oder Arterienverkalkung, so soll man das Schwimmen lieber unterlassen, da die Erhöhung des Blutdruckes beim Schwimmen leicht zu Blutungen mit plötzlicher Erschöpfung führen kann. Ebenso dürfen Epileptiker, Leute mit Neigung zu Krämpfen oder Ohnmachten nicht schwimmen, weil sie sich sonst der Gefahr des Ertrinkens während eines Anfalles aussetzen. Vor allem muß darauf geachtet werden, ob das Herz des Schwimmers gesund ist, um die Anstrengungen dieses Sportes ertragen zu können, zumal es eine freiwillige schnelle Umdrehung der Sportübung nicht gibt. Besonders beim Sportschwimmen ist darauf zu achten, nur vollständig gesunde und kräftige Personen zuzulassen.

### Physiologisches.

Brauchen wir einen so langen Darm? Der Darmschlauch des Menschen ist sieben mal so lang als der Mensch selber (vom Scheitel bis zum After gemessen). Viel länger noch ist er bei den Grasfressern (Pferd, Raminchen usw.): bei ihnen ist er 11 bis 28 mal so lang als der Körper. Bei den Raubtieren dagegen ist er bedeutend kürzer: beim Tiger und Löwen beträgt er nur das dreifache der Körperlänge. Der Hund hat einen Darmschlauch, der das Fünffache der Körperlänge beträgt. Die große Darmlänge gibt den Pflanzentressern die Möglichkeit, die gewaltige Arbeit der Ueberwältigung der schwerverdaulichen pflanzlichen Nahrung zu vollbringen. Die geringere Darmlänge der fleischfressenden Tiere ist eine allmähliche Anpassung an die neuen Ernährungsbedingungen, die weit geringere Anforderungen an die Verdauungsarbeit stellen.

Man hat sich nun fragen müssen, ob die Länge des Darmes bei den fleischfressenden Tieren noch mehr verkürzt werden könnte. Vom Dickdarme, der die untere Darmpartie bildet und keine Verdauungssäfte ausscheidet, könnte man von vornherein annehmen, daß die fleischfressenden Tiere seiner entbehren könnten. Seit einigen Jahren wissen wir tatsächlich, daß man den Dickdarm ohne Schaden für Mensch oder Tier zum großen Teile operativ entfernen kann. Meishinoff vertritt beläunlich sogar den Gedanken, daß der Dickdarm wegen seiner Bakterienflora, die für die Verdauung der pflanzlichen Zellulose im Dickdarm der Pflanzentresser von großer Bedeutung ist, für den Menschen von großem Nachteil ist, daß viele Krankheiten durch die Bakteriengifte vom Dickdarm verursacht würden und daß darum die Entfernung des Dickdarmes zur Unterstüzung der Gesundheit dienen könnte.

Nun berichtet ein amerikanischer Forscher, Underhill, daß man bei Hunden auch sehr große Partien des Dünndarmes, dessen Verdauungssäfte zweifellos eine große Rolle spielen, entfernen kann. Der Forscher schnitt Hunden  $\frac{2}{3}$  des Dünndarmes heraus. Die Hunde blieben am Leben, verdauten wie immer die Nahrung und nahmen unverdrossen an Gewicht zu. Schnitt er  $\frac{1}{3}$  des Darmes heraus, so verdauten die Tiere doch noch mit dem letzten Drittel teilweise die Nahrung, nahmen aber allmählich an Gewicht ab. Schnitt er gar  $\frac{1}{4}$  des Dünndarmes heraus, so wurden die Störungen sehr beträchtlich.

Wir sehen, wir könnten wohl mit einem etwas kürzeren Darm auskommen, wenn auch für den Menschen, der neben Fleisch auch Pflanzennahrung isst, es eines etwas längeren Dünndarmes als beim Hunde bedarf. Jedenfalls aber tragen wir mit unserem 6 bis 7 Meter langen Darne doch zum Teil ein restloses Erbteil unserer pflanzentressenden Ahnen mit uns herum.

### Astronomisches.

Das Rätsel der Venusumdrehung gelöst. Der wunderschöne Abendstern, der in diesen Monaten wieder mit seiner strahlenden Bracht am Westhimmel leuchtet, hat den Astronomen von jeher große Rätsel aufgegeben. Es klingt seltsam, daß wir von diesem Stern, der uns, vom Monde abgesehen, näher als irgend ein anderer kommen kann, im Grunde genommen so gut wie nichts wissen, wenigstens was seine Oberfläche anbelangt. Der schöne Nachbarplanet der Erde besitzt nämlich eine überaus dicke Atmosphäre, die joviell Wasserdampf enthält, daß oberhalb der Venus stets undurchdringliche Wolkensallen schweben, die den Blick auf den Himmelskörper selbst unmöglich machen. Diese, die Venuslugel einschließenden Wolken bestehen ebenso wie die irdischen Wolken in ihren höchsten, äußeren Teilen aus kleinen Eiskristallen, in denen sich das Sonnenlicht bricht. Daher kommt es, daß Venus mit so außerordentlich großer Helligkeit strahlt. Die Unmöglichkeit, die Venusoberfläche zu erkennen, hat es auch bisher verhindert, daß die Drehung der Venus um ihre Achse nachgewiesen werden konnte. Man hat dem Beispiel Schiaparellis folgend, angenommen, daß Venus sich ebenso wie unser Mond nicht um ihre Achse dreht, sondern der Sonne, genau wie der Mond der Erde, stets dieselbe Seite zuwendet. Das gleiche ist außer bei unserem Monde auch bei Merkur, dem sonnennächsten der Planeten, der Fall. Für Venus würde aber diese Annahme immerhin etwas Ungewöhnliches sein, einmal, weil sie schon verhältnismäßig weit, 108 Millionen Kilometer, von der Sonne entfernt ist — die Erde ist 149 Millionen Kilometer vom Zentralgestirn entfernt — und dann, weil Venus in ihren Größenverhältnissen der Erde sehr genau entspricht. Der Nachbarplanet ist nämlich nur um ein Zehntel kleiner als der Weltkörper, auf dem wir leben.

Neuerdings hat nun Svante Arrhenius, der berühmte schwedische Astrophysiker, auf geistvolle Weise den physikalischen Beweis für eine Venusrotation zu erbringen versucht. Er geht dabei von der Erwägung aus, daß, gesetzt den Fall, Venus drehe sich erst in 24 Tagen einmal um ihre Achse, die auf der der Sonne zugewandten Hemisphäre herrschende Hitze an 250 Grad Celsius betragen müßte, wogegen auf der ewig dunklen Seite der Venus fast die Kälte des Weltraumes, die dem absoluten Nullpunkt — 273 Grad — nahekommt, herrschen werde. Bei einer solchen Kälte müßte sich aber die ganze Atmosphäre in gefrorenem Zustande seit Jahrtausenden niedergeschlagen haben, während von der heißen Seite her andauernd die erhitzte Atmosphäre nach der kalten Rückseite abgeströmt sei. Die Folge davon wäre, daß Venus seit unendlichen Zeiten keine Luft mehr haben könne, während wir ihr Vorhandensein spektroskopisch doch unzweifelhaft nachgewiesen haben. Die Deduktion von Arrhenius hat aber neuerdings wieder zu genauen Beobachtungen des Planeten geführt und, wie es scheint, endlich ein definitives Resultat ergeben. In der französischen Akademie der Wissenschaften wurde in der letzten Sitzung die Frage der Venusrotation auf Grund verschiedener neuer Berichte behandelt. Die Lösung des alten Problems bringt ein Bericht des russischen Astronomen Wielopolski von der Bullova-Sternwarte, der nach langwierigen Experimenten die Zeit der Umdrehung der Venus um ihre Achse endgültig festgestellt hat, und zwar zu 24 Stunden. Damit ist also die alte Anschauung von der Uebereinstimmung zwischen Venus und Erde auch in dieser Hinsicht endgültig erhärtet. Interessant wird es sein, zu erfahren, auf welchem Wege Wielopolski zu seinem Resultat gekommen ist.